

Hans-Ingo Radatz (Bamberg)

Wie keltisch ist die Bretagne?*

Mea culpa¹

*Na droch oc'h-c'hwi tudoù
O teurel mein gant o skritelloù
Ar gwir o deus d'ho harz da dremen
Prenet o deus
Paeet o deus.
Adsavet o deus dismantrouù kouezhet
Tregont vloaz 'oa en o foull.
Dre zigasted hor Broiz
A ya en kêr da brenañ ur gamprig
Kant mil lur ar metrad-karrez :
Gwerzhet gante o mereuri pe o milin
D'an Estren 'vit un tamm gwerzh-butun.
Droch oc'h tudoù
O skeiñ mein gant o skritelloù
Skoit kentoc'h war ho peultrin.*

Anjela Duval (1905-1981)

Die Bretagne und der Keltendiskurs

„Keltisch“ ist für die meisten Menschen ein emotionsbeladenes Konzept. Es evoziert romantische Bilder aus der Vorzeit Europas, in denen wilde Krieger, weise Barden und mystische Druiden in einem Dekor aus altirischen Flechtwerkornamenten vor einem Soundtrack aus harfenbegleiteter Dudelsackmusik an uns vorbeidefilieren. Es gibt gute Gründe dafür, dass gerade die keltischen Sprachen derlei Assoziationen hervorrufen, während Ähnliches im Zusammenhang mit slawischen, germanischen oder romanischen Sprachen eher nicht der Fall zu sein pflegt. Während die romanischen Sprachen heute über ca. 700 Mio. Sprecher verfügen, die germanischen über ca. 500 Mio. und die slawischen immer noch über ca. 300 Mio., werden die keltischen Sprachen nur noch von deutlich unter 1 Mio. (ausschließlich bilingualen) Sprechern verwendet.

Das Keltische eignet sich deshalb besonders für eskapistische Projektionen, weil es so gut wie ausgestorben ist und weil „Kelten“ als solche in den realen politischen Konflikten der

* Korrigierte, neu paginierte Version von Radatz, Hans-Ingo (2013): „Wie keltisch ist die Bretagne?“, in: Hoinkes, Ulrich (Hg.): *Die kleineren Sprachen in der Romania*, Verbreitung, Nutzung und Ausbau, Frankfurt: Peter Lang 143-172.

1 ‘Mea culpa // Wie dämlich ihr doch seid, Leute, / auf ihre Verbotsschilder einzuschlagen. / Sie haben das Recht, euch den Zugang zu verwehren. / Sie haben gekauft. / Sie haben bezahlt. / Sie haben Ruinen wieder aufgebaut, / die dreißig Jahre zuvor eingestürzt waren. / Durch die Gleichgültigkeit unserer Landsleute. / Die in die Stadt gehen und ein winziges Grundstück kaufen. / 100.000 Francs der Quadratmeter: / Nachdem sie ihren Hof oder ihre Mühle verkauft haben / für ein bisschen Zigarettengeld ... / Dämlich seid ihr, / weil ihr auf ihre Schilder einschlagt. / An die eigene Brust solltet ihr euch schlagen’. Gedicht von Anjela Duval (Bäuerin und Autorin): <http://breizh.net/anjela/barzhonegou/151.php>, konsultiert am 23.02.2012.

letzten Jahrhunderte keinerlei Rolle mehr gespielt haben: Man verbindet mit ihnen keine (möglicherweise bedenklichen) Politiker, keine Verbrecher, internationalen Konzerne oder Staaten, sondern wahlweise ein paar prähistorische Reiche und Hochkönige oder eine Handvoll rückständiger nordwesteuropäischer Randgebiete, die ebenso stolz wie aussichtslos für ihre Unabhängigkeit von den großen Nationalstaaten eintreten, auf deren Territorien sie liegen. Wie eine Art europäischer Indianer stehen die Kelten als naturverbundene „edle Wilde“ für den romantisch scheiternden Abwehrkampf einer unverdorben authentischen regionalen Minderheit gegen die Sachzwänge einer internationalisierten Herrschaft des Kapitals und nationaler Machtpolitik.

Das „Keltentum“ ist politisch weder rechts noch links; es ist so christlich oder heidnisch, wie der individuelle Keltomane es gern haben möchte, und ermöglicht daher die Assoziation mit jeder erdenklichen Art esoterischer, politischer oder ästhetischer Ideologien. Zwar kämpft die Keltologie heroisch gegen dieses „Pseudokeltentum“ (Ternes 1993:275) an, doch lassen sich ästhetisch-emotionale Klischees erfahrungsgemäß nur bedingt mit rationalen Argumenten bekämpfen. Die keltischen Sprachen sind demographisch unbedeutende Restsprachen und der Keltendiskurs ist nun einmal die moderne populärkulturelle Art und Weise, diesen Sachverhalt zu konzeptualisieren. Da die Sprecher der keltischen Sprachen mediatisch voll in ihre jeweiligen Staaten integrierte Menschen sind, verfügen sie über genau dieselben Keltenklischees wie der Rest des Landes. Dadurch wirkt der (eigentlich von außen herantragene) Keltendiskurs gerade auch in den „keltischen Ländern“ und bestimmt dort zunehmend die Ausgestaltung der regionalen Identität.

Keltische Kultur in der Bretagne

In der Bretagne kommt kaum eine Äußerung der Regionalkultur ohne einen Bezug auf das Keltentum aus. Jeder Franzose – und erst recht jeder Bretone – „weiß“, dass die Bretagne Keltenland ist. Das kleine gallische Dorf befindet sich bei Asterix nicht zufällig auf der Halbinsel Armorica. Die Landschaft bedient die bekannten Klischees: moosbewachsener Granitfels aus genau derselben geologischen Formation, die man auch in Galicien, Irland und Wales findet und der zudem den wichtigsten Baurohstoff für die typischen Häuser liefert. Besonders wichtig für den Keltendiskurs ist die Musik. Wie für Kelten zu erwarten ist, spielen die Bretonen Dudelsäcke, und die Musik der bekanntesten bretonischen Folkloregruppen ähnelt in vielen Aspekten der aus Irland, Schottland oder Galicien. Das typische Design bretonischen Kunsthandwerks geht unweigerlich mit *knotwork*-Verzierungen und dem mittelalterlichen Schrifttyp einher, den man bereits aus Irland gut kennt. Nicht nur, dass es in der Bretagne zahlreiche Menhire, Dolmen und andere megalithische Monumente gibt, wie sie die „alten Kelten“ früher errichtet haben – das Wort „Menhir“ selbst ist bretonisch (*men* ‘Stein’ + *hir* ‘lang’) und die 3000 Menhire von Carnac gehören zu den spektakulärsten Megalithdenkmälern Europas. Dazu noch ein großer Reichtum an Legenden und abergläubischen Praktiken, die klare Überreste der alten druidischen Religion zu sein scheinen. Der folgende Text vermittelt einen Eindruck davon, wie tief dieses esoterische Keltentum und auch der Druidismus im bretonischen Regionalbewusstsein verwurzelt ist: die *Celtic Symphony* (1987)

des Musikers und Kulturaktivisten Alan Stivell (*1944), deren New Age-Botschaft sich ausdrücklich auf die Tradition der Druiden beruft:

Peurgarantez

D'hon dibenn, aman 'wi-te toull du an Didermen
Ha 'win-me ennout-te, Douees uhelañ
Ennout-te Peurgarantez, ennout-te kaoter veur
Ennout-te Peurgarantez, ennout-te peptra deua
Fur 'oa ma sadoù an drouizied
Fur 'oa he re an henamser
Gwizio 'rae 'nezhe an distruj didec'h
O tond 'raog tonkadur newamser
Gwizio 'rae 'nezhe nerzh ar preder
O vond tra nos 'milwedoù
En adkorfoù 'adenaou

All-Liebe

*Am Ende stehst du, schwarzes Loch der Unendlichkeit
Und ich in dir, du höchste der Göttinnen.
In dir, All-Liebe, in dir, großer Kessel,
in dem alles verschmilzt.
Weise waren meine Väter, die Druiden;
weise waren unsere Vorfahren;
sie wussten um die unausweichliche Vernichtung,
die dem Frühling vorangehen muss;
sie wussten um die Macht des Gedanken,
der die Nacht der Jahrtausende durchquert
und, erneuert, wiedergeboren wird.*

Der Keltendiskurs ist für die regionale Identität der Bretagne so prägend, dass selbst für den traditionellen Oïl-Dialekt der Haute Bretagne, das Gallo, immer wieder dessen Keltizität behauptet bzw. eingefordert worden ist:

Le gallo tire sa particularité de la présence de mots celtiques insulaires dans son vocabulaire (margatt = mor-gad = seiche) en plus des mots continentaux que l'on trouve dans presque toutes les langues parlées sur le territoire de l'ancienne Gaule. C'est donc la plus celtique des langues d'oïl. (L. Motrot in: *Vivre au Pays* 877, April 1979, zitiert nach: Les Amis du Parler Gallo s.a.)

Wie aber steht es um den Realitätsgehalt des bretonischen Keltendiskurses, wenn man ihn einer kritischen Prüfung unterzieht? Was die allermeisten nicht-sprachlichen Keltizitätsindikatoren angeht, so halten sie bereits einer recht oberflächlichen Überprüfung nicht stand. Dass weite Teile der heute noch keltischen Länder ebenso an der Faltung des "armorikanischen Gebirges" teilhaben, ist offensichtlich völlig unabhängig von den Kulturen und Sprachen, die sich dort angesiedelt haben. Ähnliche Felsformationen finden wir an der ganzen Atlantikküste.

Dass der Dudelsack ein keltisches Instrument sei, ist ein tief verwurzelt Vorurteil, das wohl vor allem daher rührt, dass der englische König nach der Schlacht von Culloden (1746) einerseits die gälische Kultur der *Highlands* zu unterdrücken suchte, andererseits aber schottische Regimenter in die britische Armee integrierte und die *Great Highland Pipe* dort zu einem hoch reglementierten Militärintstrument wurde. Nach dem Zusammenbruch der schottischen Clan-Kultur fand es in der Armee eine neue soziale Funktion als symbolische Repräsentation des Schottentums. Mit der Ausbreitung des britischen Empire gelangte das ursprüngliche Ethno-Instrument so in die ganze Welt und wurde zum prototypischen Vertreter einer ganzen Instrumentenfamilie.

Es gibt zwei Gründe, die gegen den intrinsisch keltischen Charakter des Instruments sprechen: Zum einen gibt es Dudelsäcke fast überall in Europa, wobei Frankreich eindeutig das Kernland mit der höchsten Dichte an Dudelsacktypen ist;² andererseits aber gibt es auch

2 Dazu gehören die *Cornemuse du Centre* oder *berrichonne* (16 pouces), die *Cornemuse nivernaise* (20 pouces), die balggeblasene *Musette Béchonnet* der Auvergne, die auvergnatische *Cabrette*, die languedokische *Bodega*, die gaskognische *Boha*, die limousinische *Chabrette*, die *Veuze* aus dem Poitou und das bretonische *Biniou kozh* (vgl. Bruillot 2005).

völlig „dudelsackfreie“ keltische Länder, denn in Cornwall und in Wales hat das Instrument keine Tradition.³ Der Dudelsack war vielmehr über Jahrhunderte hinweg *das* paneuropäische Tanzmusikinstrument der einfachen Leute; in den stärker industrialisierten Teilen des Kontinents wurde er früh durch das Akkordeon verdrängt, während er sich in ländlich geprägten, armen und abgelegenen Gegenden lange genug als lebendige Tradition halten konnte, um dann in der Folk-Bewegung der 1970er Jahre wiederentdeckt zu werden. Der Dudelsack als identifizierendes Folkloreinstrument ist also keineswegs ein Indikator für Keltentum, sondern vielmehr für geringe Industrialisierung und verspätete Durchsetzung eines bürgerlichen Kulturlebens.

Zudem ist die Bretagne traditionell eigentlich für französische Verhältnisse keine ausgesprochene Dudelsackregion. Der traditionelle bretonische Dudelsack, *binioù kozh*, ist extrem hoch gestimmt und laut und wird ausschließlich im Duett mit der bretonischen Schalmel, der *bombarde*, gespielt; das Repertoire ist eine instrumentale Umsetzung der gesungenen Tanzlieder des *kan ha diskan* (‘Gesang und Antwortgesang’) und damit gewissermaßen sekundär. Die *Bagad* genannten bretonischen *Pipe Bands* sind eine schottisch inspirierte keltophile Erfindung aus der Zeit des zweiten Weltkriegs und die dort gespielten Instrumente werden direkt aus Schottland importiert und haben mit traditioneller bretonischer Musik nichts zu tun.

Wenn die bretonische Foklore heute charakteristisch “keltisch” zu klingen scheint, dann liegt das nicht etwa daran, dass Gruppen wie *Bleizi Ruz* oder *Gwerz* Foklore “fälschten”; es liegt aber auch nicht daran, dass an der traditionellen Musik der Bretagne irgendetwas nachweisbar Keltisches wäre. Der Grund liegt vielmehr darin, dass das keltische Bewusstsein vieler bretonischer Musiker deren Interesse für irische, schottische und galicische Musik geweckt hatte und man sich von dort Anregungen holte.⁴ Es gibt heute in der Tat einen *celtic sound*, der Musikgruppen aus Irland, Schottland, der Bretagne und aus Galicien gemeinsam ist – aber dieser Sound basiert nicht auf jahrtausendealten Traditionen, sondern auf dem regen Austausch von Schallplatten seit der Folkbewegung der siebziger Jahre.

Das Gleiche gilt auch für das “typische” Kunsthandwerk. Die keltischen Elemente im typisch bretonischen Design sind zwar alt und traditionell – aber sie stammen meistens aus Irland und Schottland. Das heißt: zuerst war da der Wunsch nach Keltentum, dann kamen seine Symbole, und nicht anders herum. Was die “altkeltische” Megalithkultur angeht, so hat es sie nie gegeben. Entgegen einer offenbar nur schwer ausrottbaren Überzeugung haben Menhire und Dolmen nichts mit Kelten zu tun, sondern stammen vielmehr aus der Zeit lange vor der Ankunft der Indogermanen. Als um 1800 v. Chr. die ersten Kelten in Großbritannien siedelten, stand Stonehenge schon über 200 Jahre lang. Die Menhire im bretonischen Carnac stammen aus der Jungsteinzeit und werden auf ca. 3300 v.Chr. datiert. Ihre Schöpfer waren vorkeltische und vorindogermanische Völker während die Bretonen erst ca. 4000 Jahre später

3 Nicht nur, dass die Waliser keine Dudelsäcke kennen, das Instrument wurde dort früher offenbar sogar mit England assoziiert: In einem Gedicht aus dem 15. Jahrhundert beklagt sich der walisische Barde Tudur Penllyn bitter über einen Sackpfeifer, der mit seinem rohen Instrument sein subtiles Harfenspiel übertönt. Und dieser Sackpfeifer ... ist ein Engländer! (Jackson 1971:216f.).

4 So ist zum Beispiel die Verwendung der Bouzouki als Begleitinstrument eindeutig von irischen Gruppen wie *De Dannan* und *Planxty* übernommen, deren charakteristischen Klang sie ausmachen. Doch auch in Irland ist die Bouzouki kein traditionelles Instrument. Tatsächlich wissen wir, dass Johnny Moynihan und Andy Irvine von der Gruppe *Sweeney’s Men* um 1965 erstmals Bouzoukis für irische traditionelle Musik verwendeten, die sie von ihren Tramp-Touren nach Osteuropa mitgebracht hatten (vgl. Ó Callanáin / Walsh 1989).

in ihrem heutigen Gebiet anlangten. Wenn Megalithgräber ein Argument für Keltentum wären, müsste halb Europa "keltisch" sein.

Der Druidismus schließlich war als Religion ein eisenzeitliches Phänomen, über das wenig belastbare Information zugänglich ist. Eine der Hauptquellen ist ein Exkurs im 6. Buch von Cäsars *De bello gallico*. Archäologisch ist das Druidentum schwer nachzuweisen, da so gut wie kein Fundstück zweifelsfrei mit dem Druidismus in Verbindung gebracht werden kann. In der festlandkeltischen Tradition lässt sich das Wort „Druide“ nicht nachweisen; es wird in der Antike nur bei griechischen und römischen Autoren zitiert. Nach der römischen Eroberung Galliens wurde das Druidentum verboten und letztlich ausgerottet; die letzten schriftlichen Hinweise auf seine Existenz stammen aus dem 2. Jh. n.Chr. Als die britischen Siedler in die Bretagne gelangten, dürfte der Druidismus also schon ein halbes Jahrtausend lang ausgestorben gewesen sein. Zusammenfassend kann man also sagen, dass das kulturelle Keltentum der Bretonen bei objektiver Betrachtung auf mehr als tönernen Füßen steht.

Keltentum als Pankeltismus und Keltophilie

Natürlich gibt es möglicherweise keinen einzigen lebenden Menschen, der den oben skizzierten „Keltendiskurs“ wirklich ohne Abstriche für sich in Anspruch nehmen würde; es kann jedoch zugleich auch kein Zweifel bestehen, dass dieser Diskurs real ist und sowohl die Außenperspektive auf die keltischen Sprachgruppen als auch deren Identität und Binnendiskurs beeinflusst. Viele seiner Motive gehen zurück auf die Entdeckung des Keltentums im Rahmen der romantischen Rückbesinnung auf autochthone Kulturtraditionen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die wild-romantischen ossianischen Gedichte des Schotten James McPherson, die dieser als „Übersetzungen“ altgälischer Heldenlieder inszenierte, führten in ganz Europa zu einer Keltenbegeisterung, der sich nicht zuletzt auch Herder und Goethe anschlossen. Diese Begeisterung entwickelte sich in der Folge zu einer regelrechten Mode, in deren Verlauf nicht nur keltische Opern (z.B. die Oper *Norma* von Bellini, 1831), sondern auch neu-druidische Zirkel und eine *Académie celtique* (1804) entstanden. Im Rahmen dieser sogenannten „Keltomanie“ wurde keltische Kultur zumeist nicht wirklich erforscht, sondern vielmehr als Projektionsfläche für höchst zeitgenössische Sehnsüchte verwendet.

„Einige Vertreter der keltischen Theorie steigerten sich nun in eine Art Rausch, der als Keltomanie oder sogar als *furia celtica* in die Geschichte eingegangen ist. Dies äußerte sich darin, alles und jedes (Menschenrassen, Sprachen, Namen, bauliche Denkmäler usw.) auf keltische Ursprünge zurückzuführen. Die Auffassung, daß letztlich alle Sprachen auf das Keltische zurückgehen, das Keltische also die Ursprache der Menschheit sei, kam somit erneut zum Vorschein. Das Bretonische als tatsächliche keltische Sprache erfuhr besondere Beachtung und wurde als direkter Fortsetzer des Gallischen bezeichnet. Französischer Nationalismus und erwachender bretonischer Nationalismus gingen so eine kuriose Allianz ein, indem sie mit unterschiedlicher Zielsetzung dieselben Ansichten vertraten. Ihren Höhepunkt erfuhr die Keltomanie in den Werken von Jacques Le Brigant (1720-1804) und Théophile Malo Corret de la Tour d’Auvergne (1743-1800) [...]. Sie gipfelte in dem berühmten Ausruf Le Brigants ‚*Celtica negata, negatur orbis*‘“ (Ternes 1998: 275).

Eine wissenschaftliche Erforschung im Rahmen der Keltologie begann erst später – und schnell in scharfer Abgrenzung zu den keltomanischen Phantasiegebilden:

„Die Keltomanie mit ihren Exzessen gilt wissenschaftlich seit langem als überwunden, dennoch muß festgestellt werden, daß sie unterschwellig bis in die Gegenwart fortwirkt, selbst in gebildeten akademischen Kreisen. Besonders in Frankreich, Belgien, im Alpengebiet und im südwestdeutschen Raum begeben sich immer wieder Hobby-Archäologen auf die Suche nach Spuren der Kelten, bemühen sich Amateur-Sprachgelehrte und Amateur-Etymologen, Ortsnamen, Personennamen und dergleichen auf keltische Wurzeln zurückzuführen. Das Baskische, das Rätoromanische und diverse andere Sprachen als keltisch zu bezeichnen, erscheint selbst unter Akademikern als salonfähig. Wir fassen diese und eine Reihe weiterer Phänomene unter der Bezeichnung Pseudokeltentum zusammen“ (Ternes 1998: 275-276).

Das angebliche kulturelle Keltentum der Bretagne ist also im Wesentlichen eine Entwicklung der Romantik und später dann der Regionalbewegungen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Es wäre nun allerdings verfehlt, den bretonischen Keltendiskurs allein aus den genannten historischen, archäologischen und anthropologischen Gründen für vollkommen unsubstanziert erklären zu wollen, denn die Selbstidentifikation der Bretonen mit dem Keltentum ist mittlerweile tief verwurzelt und hat sich im Laufe der Jahre auch mit echtem Inhalt gefüllt; das keltische Bewusstsein hat in der Bretagne das Interesse für und den Austausch mit den anderen „keltischen“ Nationen so stark befördert, dass das Keltentum in einem *so* verstandenen Sinne heute tatsächlich einen realen Aspekt bretonischer Kultur ausmacht.

Ein wichtiges Beispiel für Keltentum in diesem Sinne ist das *Festival Interceltique (Emvod ar Geltaed)*, auf dem sich im bretonischen Lorient alljährlich Vertreter aller „keltischen Länder“ zu einem mehrtägigen Kulturfest treffen. In diesem Rahmen gilt als ausgemacht, wer zu den „keltischen Nationen“ gehört. Die Liste ist für Außenstehende mit geringerer keltomanischer Neigung zum Teil überraschend: Neben den zu erwartenden Ländern Irland, Schottland, Wales und Bretagne findet sich in dieser Liste auch das südwestenglische Cornwall (wegen seiner einstigen keltischen Sprache, die Ende des 18. Jahrhunderts ausgestorben ist), die Isle of Man (eine ursprünglich skandinavisch besiedelte Insel, die im 13. Jahrhundert erst an Schottland und dann an England fiel und auf der, neben dem Englischen, bis ins 20. Jahrhundert hinein auch ein gälischer Dialekt namens Manx gesprochen wurde). Weniger selbstverständlich erscheinen daneben die beiden „keltischen Nationen“ Galicien und Asturien, deren Keltentum wohl primär auf ihrer Dudelsackkultur zu beruhen scheint und deren objektivierbarer Anspruch auf Keltentum sicher weit hinter beispielsweise dem Österreichs zurückliegt (auf dessen Territorium immerhin die späteisenzeitliche keltische Hallstattkultur ihren Höhepunkt fand). Diese moderne Form des Keltentums ist eine durchaus lebendige Subkultur, die auf dem kulturellen Austausch zwischen einigen europäischen Randregionen basiert, die sich darin gegenseitig ihrer keltischen Identitäten versichern.

Es gibt also in der Kultur der Bretagne tatsächlich ein Keltentum, das einen, vielleicht gar *den* zentralen Baustein einer bretonischen Regional- oder gar Nationalidentität ausmacht. Dabei handelt es sich allerdings nicht um das raunende Erbe einer jahrtausendealten tiefen Urverwandschaft, sondern vielmehr um eine moderne Art der Keltophilie und Solidarität, die in allen keltischen Nationen heute einen wesentlichen Teil der kulturellen Selbstwahrnehmung bestimmt. Wenn das bretonische Keltentum damit also eher als Keltophilie bezeichnet werden müsste – wie steht es dann aber um die Keltizität der bretonischen Sprache selbst?

Die bretonische Sprache

Bretonisch und die anderen keltischen Sprachen

Die festlandkeltischen Sprachen (Gallisch, Keltiberisch etc.) sind spätestens seit dem frühen Mittelalter ausgestorben, so dass die modernen keltischen Sprachen allesamt inselkeltisch sind.⁵ Die inselkeltischen Sprachen wiederum zerfallen in zwei deutlich unterschiedene Gruppen, die nach ihrer verschiedenen Behandlung des indogermanischen *kw* als q-Keltisch und p-Keltisch bezeichnet werden; alternative Bezeichnungen sind „Goidelisch“ (= q) und Brittonisch oder Brittonisch (= p) (vgl. Schmidt 1993).

So scharf unterschieden die beiden Untergruppen des Inselkeltischen voneinander sind, so homogen sind sie andererseits in ihrem Inneren. Der goidelische Zweig umfasst die drei Sprachen Irisch, Gälisch und Manx. Irisch, offizielle Staatssprache der Republik Irland, hatte laut Zensus aus dem Jahre 2006 72.000 aktive Sprecher und 1,6 Millionen mit Kenntnissen als Schulsprache. Das schottische Gälisch, das um 500 n.Chr. durch Auswanderer aus Nordirland nach Schottland gelangte, wird auf den Hebriden, den *Western Isles* und an der schottischen Westküste von ca. 59.000 Sprechern gesprochen (Stand 2001). Die dritte goidelische Sprache, das Manx der Isle of Man, nimmt in vielen Aspekten eine Zwischenposition zwischen Irisch und Gälisch ein und ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausgestorben. Die goidelischen Sprachen sind einander so ähnlich, dass sie noch bis ins 17. Jahrhundert eine gemeinsame Schriftsprache verwenden konnten.

Der britannische Zweig umfasst die Sprachen Kymrisch, Bretonisch und Kornisch. Das Kymrische, oft auch Walisisch genannt, wird im britischen Wales von ca. 600.000 Menschen gesprochen (Stand 2004). Es ist damit die bei weitem sprecherreichste unter den modernen keltischen Sprachen; die Sprache hat in Wales nicht nur kooffiziellen Status, sondern wird in vielen Gebieten noch muttersprachlich im Alltag verwendet. Das Bretonische wird in französischen Region Bretagne von einer rasch abnehmenden Zahl von Sprechern gesprochen; um wieviel Sprecher es sich handelt, lässt sich angesichts fehlender Zensusdaten des französischen Staates nur grob schätzen, doch dürften heute weniger als 250.000 Personen noch in der Lage sein, die Sprache halbwegs flüssig zu sprechen. Obgleich auf dem europäischen Festland gesprochen ist das Bretonische keine festlandkeltische Sprache im philologischen Sinne, sondern vielmehr ein inselkeltischer Dialekt, der in historischer Zeit von Flüchtlingen und Siedlern aus Großbritannien nach Festlandeuropa eingeführt wurde. Die Keltologen gehen davon aus, dass es die angelsächsische Eroberung Großbritanniens war, die

5 Die Daten im Folgenden stammen aus Ronan (2011:31f.), wo nicht anders angegeben.

viele Briten (vor allem aus Cornwall und Devon, vgl. Schmidt 1993: 67) in die Flucht übers Meer trieb; vom 5.-7. Jh. a.D. gelangte so ein kontinuierlicher Strom von Briten auf den Teil des europäischen Festlands, der am einfachsten zu erreichen war: die Halbinsel Armorica. Die Flüchtlinge brachten dabei nicht nur den Namen ihrer alten Heimat (Britannia), sondern auch ihre inselkeltische Muttersprache mit sich, so dass über Jahrhunderte auf beiden Seiten des Ärmelkanals Varietäten derselben britannischen Sprache gesprochen wurden, die sich erst später in die Einzelsprachen Kymrisch (Walisisch), Kornisch und Bretonisch aufspalten sollte. Die bereits genannte, dritte britannische Sprache ist das Kornische, das eine Mittelposition zwischen Kymrisch und Bretonisch einnimmt und im 18. Jahrhundert ausstarb; es existiert eine Revival-Bewegung, die das Kornische erneut zu einer lebenden Sprache zu machen versucht.

Die Geschichte des Bretonischen: ein kurzer Überblick⁶

In welchem Umfang Armorica bei der Ankunft der britischen Einwanderer besiedelt gewesen sein mochte, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen, doch gibt es zahlreiche Indizien dafür, dass die Neuankömmlinge sie entweder vertrieben oder aber weitgehend assimiliert haben müssen. Dafür spricht nicht nur die Namensänderung der Halbinsel in *Britannia minor*, sondern auch die bretonische Sprache selbst, die bis heute deutlich als Schwestersprache des Walisischen und vor allem des Kornischen erkennbar ist.

Welche Sprache die ursprüngliche Bevölkerung gesprochen haben mag, ist ebenfalls nicht mehr endgültig zu ermitteln. Bedenkt man aber, dass unser letzter datierbarer Bericht über das Gallische als gesprochene Sprache vom Kirchenvater Hieronymus (ca. 345-420 a.D.) stammt (vgl. Ternes 1998: 281), der sie bei den Galliern in der Nähe von Trier gehört hatte, so ist es gewiss wenig wahrscheinlich, dass die Armoricaner bei Beginn der britannischen Einwanderung noch Festlandkeltisch sprachen. Wahrscheinlicher ist vielmehr, dass die Einwanderer auf eine eher dünne Besiedlung durch sprachlich romanisierte Galloromanen stießen.

Dass die Bretonen damit historisch Einwanderer waren, passt nicht so recht in den Keltendiskurs, in dem Kelten schließlich stets für die tiefsten Ur-Schichten der Geschichte stehen und es hat von jeher eine Sehnsucht gegeben, aus den Bretonen die letzten Nachfahren der Gallier zu machen und sie damit von Immigranten auf den Status der eigentlichen Ur-Franzosen zu erheben: „Nos ancêtres les gaulois“ war schließlich über Jahrzehnte eine Formel, die französische Schulen ihren Schülern mit auf den Lebensweg gaben. Tatsächlich hat es Versuche gegeben, das Bretonische als mehr oder weniger durch inselkeltische Einwanderer verwässerte letzte Fortsetzung des Gallischen zu charakterisieren: So hält Falc’hun (1962: 1963) vor allem den *gwenedeg*-Dialekt des Bretonischen aus der Gegend um Vannes für weitgehend unvermisches Gallisch, während die restlichen bretonischen Dialekte sich von diesem durch ihren stärkeren inselkeltischen Anteil unterscheiden. Die Keltologie hat diese Hypothese jedoch beinahe einhellig zurückgewiesen. Inwieweit sich im Bretonischen gegebenenfalls festlandkeltische Spuren erhalten haben mögen, gilt als legitime Frage, doch ist zugleich doch auch unstrittig, dass die Sprache insgesamt eindeutig inselkeltisch geprägt ist.

6 Vgl. Bock (1996, 2005), Heinecke (2003), Humphreys (1993) und Ternes (1992).

Altbretonisch (vom Zeitpunkt der Einwanderung bis ca. 1100): Die ersten Jahrhunderte nach der Einwanderung, „sind durch eine unsichere politische Situation gekennzeichnet, die zwischen relativer Unabhängigkeit der Bretagne und einer Unterwerfung unter fränkische Oberhoheit schwankt (Ternes 1993: 107). Die Bretagne erlebt zwei Epochen der Unabhängigkeit: Nach einem entscheidenden Sieg über die Franken 845 entstand ein Königreich Bretagne, das den normannischen Überfällen der Zeit aber nur wenige Jahrzehnte lang standhielt. Das darauf folgende Herzogtum Bretagne hatte hingegen nach dem Sieg über die Normannen im Jahre 939 fast 600 Jahre lang Bestand. Die Sprache dieser Zeit ist kaum dokumentiert und beschränkt sich auf einige altbretonische Personen- und Ortsnamen in lateinischen Texten und eine altbretonische Onomastik, mit deren Hilfe im 20. Jahrhundert der Versuch unternommen wurde, die Grenze des bretonischsprachigen Gebietes im 9. Jh. nachzuvollziehen (vgl. Loth 1907). Die Ausdehnung des bretonischen Sprachgebietes im 9. Jh. war die größte in der Geschichte des Bretonischen. Selbst zum Zeitpunkt seiner größten Ausdehnung war Bretonisch nie die alleinige Sprache der Bretagne und die Hauptstädte Rennes und Nantes lagen immer im romanischen Sprachgebiet! Die Ära des Altbretonischen brachte einschneidende Veränderungen im Lautsystem (Wortakzentverschiebung durch das Wegfallen vieler Endsilben, vor allem Endvokale) mit sich und begann das Bretonische von seinen insularen Schwestersprachen zu entfernen.

Mittelbretonisch (von 1100 bis 1659): In der mittelbretonischen Zeit entwickelt sich die heutige dialektale Gliederung der Sprache. Die Überlieferungslage bleibt nahezu genauso schlecht wie in der altbretonischen Phase und verbessert sich erst ab 1450. Zwar entstehen nun zusehends auch literarische Texte in Prosa und Dichtung, doch kann von einer eigenständigen bretonisch(sprachig)en Literatur keine Rede sein. Da die bretonischen Eliten bereits ein halbes Jahrtausend zuvor zum Französischen übergegangen waren, blieben als mögliche Domänen bretonischer Literatur nur noch die religiöse Erziehung des monoglotten Volks und die Unterhaltung für Analphabeten (religiöses Theater). Die Mysterien- und Passionsspiele, Heiligenlegenden und religiösen Dichtungen dieser Zeit (Heinecke 2003: 309) orientieren sich stark an zeitgenössischen französischen Vorbildern und sind gespickt mit lexikalischen Entlehnungen aus dem Französischen. Interessanterweise fällt der Beginn einer eigensprachlichen literarischen Überlieferung zeitlich zusammen mit der Eingliederung der Bretagne ins Königreich Frankreich und dem endgültigen Verlust der politischen Unabhängigkeit (erzwungene Heirat der Herzogin Anne de Bretagne mit König Karl VIII. von Frankreich im Jahre 1491). Damit ist der langsame Untergang der bretonischen Sprache endgültig besiegelt.

Neubretonisch (1659 bis heute): Als Datum für den Beginn der neubretonischen Periode wird mit 1659 das Erscheinungsjahr des Werks *Le Sacré Collège de Jésus* von Julien Maunoir angesetzt – ein Lehrwerk der Erziehung zum christlichen Glauben in bretonischer Sprache, dessen neuartige Schreibung die Grundlage der heutigen bretonischen Orthographie ist. Sie erlaubt zum ersten Mal eine korrekte Wiedergabe der Konsonantenmutationen im Bretonischen, die in seinen früheren Verschriftlichungen nicht berücksichtigt wurden. Die bretonische Standard- und Schriftsprache in ihrer heutigen Form existiert jedoch erst seit dem 19. Jh. Sie orientiert sich an der *Grammaire celto-bretonne* und am *Dictionnaire celto-breton ou breton-français* von Jean-François Le Gonidec (auf der Grundlage des konservativen Dialekts von Léon).

Politisch gesehen verliert die Bretagne mit der Revolution von 1789 ihren bisherigen Status als *pays d'État* und damit ihr Parlament, das vor allem von bretonischem Adel und

Klerus getragen worden war und somit ein wichtiges Gegengewicht zur königlichen Verwaltung auf bretonischem Gebiet geboten hatte. Bis 1956 sollte sie daraufhin keine eigene, unabhängige politische Institution mehr besitzen. Nach der Französischen Revolution fand die Aufteilung der Bretagne in die fünf Départements *Finistère*, *Morbihan*, *Côtes-du-Nord*, *Ille-et-Vilaine* und *Loire-Inférieure* statt, die die gewachsenen Bistums- (und Dialekt-)grenzen bewusst ignorierten. Das letztere dieser Départements heißt heute *Loire-Atlantique* und gehört zwar zur historischen Bretagne, aber nicht mehr zum gleichnamigen heutigen Verwaltungsbereich *Région Bretagne*. Die französische Politik des bewussten Zerreißen historisch gewachsener Gebiete setzt sich also bis in die Jetztzeit fort.

Die Geschichte des Bretonischen ist die Geschichte eines tausend Jahre andauernden, langsamen Zurückweichens und Schwindens. Bretonisch war zu keinem Zeitpunkt Sprache der gesamten Bretagne (der Osten, mit den beiden Hauptstädten Rennes und Nantes, war immer romanisch), seine Eliten waren spätestens mit dem 12. Jh. vollständig franzisiert und es hat keine nennenswerte mittelalterliche Literatur hervorgebracht; die früheste Literatur stammt aus dem 15. und 16. Jh. (vor allem nach der Integration des Herzogtums Bretagne ins Königreich Frankreich 1532) und ist in Wortschatz wie Form und Thematik eher ein Element der Franzisierung denn eines des eigenständigen kulturellen Ausdrucks. Die bretonische Sprache erhielt sich in einem kompakten Sprachgebiet in der *Basse Bretagne* als Umgangssprache einer monolingualen analphabetischen Landbevölkerung am Leben. Noch im deutsch-französischen Krieg (1870-71) sah man sich gezwungen, eine *armée bretonne* aufzustellen, in der das Bretonische Kommandosprache war. Mit dem 20. Jahrhundert wurde das Französische aber auch in dieser letzten Bastion zur Alltagssprache. Die beiden Weltkriege ließen ganze Generationen junger Männer die prägenden Jahre ihrer Jugend außerhalb der Heimat verbringen; der gemeinsame deutsche Feind verstärkte den Druck auf die Bretonischsprecher, auch sprachlich keinen Zweifel an ihrer französischen Loyalität aufkommen zu lassen.

Nachdem im Zweiten Weltkrieg ein kleines Segment des bretonischen Nationalismus mit den Besatzern kollaboriert hatte, haftete dem Bretonischen danach auch noch der Makel der Kollaboration an. Nach Jahrhunderten einer aktiv repressiven Sprachpolitik Frankreichs wurde die generationale Weitergabe des Bretonischen im 20. Jahrhundert nahezu flächendeckend unterbrochen, so dass es fraglich ist, ob es heute überhaupt noch echte Vollsprecher und Muttersprachler gibt. Bock (1996) spricht in diesem Zusammenhang von „Linguizid“ und resümiert:

„Das Bretonische, das um 1900 noch geschätzte 1.400.000 Sprecher hatte, die zum größten Teil monoglott und in einem geschlossenen Siedlungsgebiet ansässig waren, gilt heute als Musterbeispiel einer aussterbenden Sprache“ (Bock 1996: 17).

Wie verzweifelt die Lage mittlerweile ist, zeigt sich an der Präsentation einer Sprachstatistik aus dem Jahre 1999 durch den Sprachpflegeverein *Ofis ar Brezhoneg*. Unter den über 18-Jährigen sprechen demnach 263.850 Bretonisch – gefolgt von 188.372, die Englisch sprechen. „[A]r brezhoneg eo an eil yezh muiañ komzet e Breizh goude ar galleg“ (‘Bretonisch ist, nach Französisch, die zweitmeist gesprochene Sprache der Bretagne’) jubeln die Sprachaktivisten, obwohl die Landessprache nur noch knapp vor der Standardschulsprache Englisch rangiert (Ofis ar brezhoneg 2007: 12).

Die dreifache Romanisierung des Bretonischen

Die oben bereits genannten massiven Unterschiede zwischen dem goidelischen und dem britannischen Zweig der keltischen Sprachen spiegeln die unterschiedliche geographische Situation und Geschichte der jeweiligen Sprachgebiete wieder. Die goidelischen Sprachen liegen am äußersten nordwestlichen Rand Europas und waren nie Bestandteil des römischen Reichs. Der früheste Kontakt mit dem Lateinischen ging erst mit der Christianisierung im 5. Jh. einher und blieb selbst dann eine reine Kultus- und Bildungssprache ohne nennenswerte Durchdringung in der Fläche. Das goidelische Sprachgebiet blieb daher länger monolingual als das britannische; auch der Kontakt mit dem Angelsächsischen und Englischen ergab sich erst Jahrhunderte später als im Süden. Goidelisch hat daher eine frühe eigensprachliche Schriftlichkeit und Literatur hervorgebracht. Auf Altirisch finden sich ab 600 schon Gedichte; die Blütezeit im Mittelirischen (900-1200) brachte dann eine reiche Literatur in Prosa und Lyrik hervor. Linguistisch gesehen ist Goidelisch generell archaischer (Erhalt der Kasusflexion bis heute) und aus Sicht der west- und mitteleuropäischen Sprachen auch „exotischer“.

Britannisch hingegen wurde auf einem Territorium gesprochen, das faktisch von 43-410 n.Chr., *de iure* sogar noch bis ins 6. Jh., Bestandteil des römischen Reichs war. Daraus ergab sich ein früher und enger Kontakt mit dem Lateinischen und dessen Schriftkultur. Mit fortschreitender Romanisierung Britanniens gelangte das Lateinische auch in den Alltag, was sich am Wortschatz bis heute leicht ablesen lässt. Die überlegene lateinische Kultur bremste die Entwicklung einer eigenständigen britannischen Literaturverschriftlichung, so dass die überlieferten Texte insgesamt jünger sind und, vor allem im Bereich der Prosa, im Umfang nicht mit dem umfangreichen altirischen Korpus konkurrieren können. In der neuen britannischen Kolonie auf dem Festland erstirbt die eigensprachliche Schriftproduktion offenbar völlig, so dass es aus der altbretonischen Phase keine überlieferten Literaturdenkmäler gibt. Die Bilingualisierung (Lateinisch, Englisch, Galloromanisch) der Britannisch-Sprecher erfolgt viel früher. Linguistisch ist Britannisch progressiver (Kasusflexion fehlt schon in den frühesten Texten). Wenn also die frühe und tiefgreifende Latinisierung die britannischen Sprachen insgesamt charakterisiert, so kommt im Fall des Bretonischen nach dem Exodus auf das europäische Festland zu dieser „ersten Romanisierung“ durch Sprachkontakt noch eine zweite Galloromanisierung hinzu; eine dritte tiefgreifende Franzisierung findet derzeit im Sprachgebrauch der Halb- und Neo-Sprecher statt. Diese drei Romanisierungen haben das Bretonische stark geformt und zu einer eigenständigen und höchst untypischen keltischen Sprache werden lassen.

Die erste „Romanisierung“: Latinismen im Britannischen

Die erste Romanisierung durch den Sprachkontakt mit Muttersprachlern des Lateinischen während der Zugehörigkeit Britanniens zum römischen Reich ist ein wichtiger Faktor in der unterschiedlichen Entwicklung der goidelischen und der britannischen Sprachen. Man geht davon aus, dass im römischen Britannien eine ausgedehnte britannisch-lateinische Zweisprachigkeit herrschte, dass diese wahrscheinlich diglossisch organisiert war und dem Britannischen die Rolle der *low-variety* zuwies. In den Städten dürfte die Latinisierung am

stärksten gewesen sein, wobei sich dort wohl auch eine einheimische Bevölkerung herausgebildet hatte, die das Lateinische als Muttersprache verwendete; andererseits kann man davon ausgehen, dass sich auf dem Lande auch viele monoglotte Britannisch-Sprecher hielten (vgl. Ternes 1998: 282f.).

Der frühe und intensiver Sprachkontakt in der Zeit vom 1.-5. Jahrhundert n.Chr. hat das Britannische den anderen westeuropäischen Sprachen lexikalisch angenähert und es zugleich von den goidelischen Schwestersprachen entfernt. Haarmann (1970: 1973) hat in zwei umfassenden Untersuchungen im modernen Bretonischen und Kymrischen je ca. 800 Latinismen nachweisen können, wobei es sich bei diesen Wörtern in beiden Sprachen mehrheitlich um dieselben handelt. Bemerkenswert an diesen Latinismen der britannischen Sprachen ist, dass sie sich keineswegs auf die üblichen Neologismen aus dem Umfeld der Christianisierung und aus den Bereichen der höheren Bildung beschränken. Zahlreiche Latinismen gehören vielmehr dem Alltagswortschatz an und stammen zudem eindeutig aus vorchristlicher Zeit. Das gilt beispielsweise für die Bezeichnungen der Wochentage:

Latein	Kymrisch	Bretonisch
DIĒS LUNAE	Dydd Llun	Dilun
DIĒS MĀRTIS	Dydd Mawrth	Dimeurs
DIĒS MERCURIĪ	Dydd Mercher	Dimerc'her
DIĒS IOVIS	Dydd Iau	Diziaou
DIĒS VENERIS	Dydd Gwener	Digwener
DIĒS SATURNĪ	Dydd Sadwrn	Disadorn
DIĒS SŌLIS	Dydd Sul	Disul

Beispiele für solche Latinismen sind *pertine* > kymr. *perthyn* 'gehören', *ascend* > kymr. *esgyn* 'steigen' oder *opera* > bret. *ober* 'machen'. Das hohe Alter dieser Entlehnungen zeigt sich zum einen an der starken lautlichen Anpassung an die phonologischen Systeme der britannischen Sprachen, zum anderen aber auch am Lautstand der entlehnten lateinischen Wörter (vgl. die fehlende Palatalisierung des [k] in *esgyn*). Weitere Beispiele sind:⁷

Latein	Kymrisch	Bretonisch	Deutsch
RĒTE	rhwyd	roued	'Netz'
LACTE	llaith	laezh	'Milch'
PISCE	pysgodyn	pesk	'Fisch'
CATHEDRA	cadair	kador	'Stuhl'
BARBA	barf	barv	'Bart'
QUIESCŌ	cysgu	kousk	'schlafen'
TENDŌ	tynnu	tennañ	'ziehen'
COMMENDŌ	gorchymyn	kemenn	'bestellen'

Da sie nicht einen abgelegenen Spezialwortschatz sondern vielmehr hochfrequente Alltagswörter betreffen, stellen diese Latinismen eine tiefgreifende lexikalische Umgestaltung der britannischen Sprachen dar.

7 Ich folge hier Ternes (1998:282ff.).

Die zweite „Romanisierung“: Das tief integrierte französische Element des Bretonischen

Die zweite Romanisierung des Britannischen betrifft die Sprache jener Auswanderer, die vom 5.-7. Jahrhundert n. Chr. Großbritannien verließen, um auf der Halbinsel Armorica zu siedeln. Da die Zeit von der bretonischen Landnahme bis zum Ende des 12. Jahrhunderts sehr schlecht dokumentiert ist, können wir die Romanisierung des Bretonischen in dieser Zeit nur indirekt aus einem Vergleich mit seinen Schwestersprachen Kornisch und Kymrisch ermessen. Im 10. Jahrhundert trieben die Kriege der Bretonen gegen normannische Invasoren einen Großteil der religiösen und politischen Elite des Landes ins französische Exil, womit der Beginn einer stets fortschreitenden Galloromanisierung und Franzisierung gelegt war. Die Sprachgrenze zog sich seitdem kontinuierlich in Richtung Westen zurück. Diese zweite, tiefgreifende Romanisierungsphase hat das Bretonische den „normalen“ mitteleuropäischen Sprachen näher gebracht, als jede andere keltische Sprache und es zu einer Art „celtic light“ gemacht, demgegenüber Irisch die *heavy*-Version darstellt. Das ist auch aus romanistischer Sicht interessant, denn Bretonisch ist nicht zuletzt deswegen die untypischste unter den keltischen Sprachen, weil sie die romanischste ist. Seit 1500 Jahren folgte Entlehnungsschicht auf Entlehnungsschicht. Laut Ternes (1999: 225) stammen etwa zwei Fünftel des alltäglichen bretonischen Wortschatzes aus dem Französischen. Diese lexikalische Präsenz ist schon in Alltagsausdrücken unübersehbar:

<i>Komprenet m'eus erfin.</i>	‘J’ai enfin compris’.
<i>N'eo ket posupl!</i>	‘Ce n’est pas possible!’
<i>Mersi bras!</i>	‘Grand merci!’

Doch gibt es auch viele sehr alte Enlehnungen, die sich semantisch und lautlich oft bis zur Unkenntlichkeit von ihrem Ursprung entfernt haben:

<i>paotr</i>	< frz. poutre (f)	‘Junge, Knabe’
<i>brav</i>	< frz. brave	‘schön’
<i>klemm</i>	< frz. clamer	‘klagen’
<i>chom</i>	< frz. chômer	‘bleiben’
<i>kas</i>	< frz. chasser	‘schicken, senden’

Auch die Phonologie des Bretonischen ist von diesem Sprachkontakt geprägt. Generell kann man sagen, dass von den ursprünglichen Lauten des Britannischen in der Bretagne nur diejenigen beibehalten wurden, die mit dem Französischen kompatibel waren. Dem stimmlosen lateralen Frikativ des kymrischen *pwll* entspricht im modernen Bretonischen *pull* ein einfacher Lateral, wie er auch im Französischen artikuliert wird. Die stimmhaften und stimmlosen interdentalen Frikative in kymr. *dydd* ‘Tag’ und *llaeth* ‘Milch’ wurden im Bretonischen zu ganz normalen alveolaren Sibilanten: *deizh*, *laezh*.⁸

Von allen keltischen Sprachen besitzt nur das Bretonische eine vollausgebildete Klasse von gerundeten Vorderzungenvokalen vom Typ /y, ø/ (vgl. Ternes 1979):

⁸ Die auffällige Graphie *zh* soll lediglich der Tatsache Rechnung tragen, dass der betreffende Laut im Dialekt von Van-nes als [h] realisiert wird.

butun	/bytyɲ/	‘Tabak’
ruz	/ry:s/	‘rot’
breur	/brø:r/	‘Bruder’
neud	/nø:t/	‘Garn’

Dass diese Vokale auch im Französischen häufig sind, ist gewiss kein Zufall. Ebenso einzigartig unter den keltischen Sprachen sind die stimmhaften Sibilanten /z, ʒ/:

zo	/zo:/	‘ist’
lezel	/le:zel/	‘lassen’
jod	/ʒo:t/	‘Wange’
nijal	/ni:ʒal/	‘fliegen’

Auch im Bereich grammatischer Morpheme finden sich viele Entlehnungen. Auf den Wandel von VSO zu SVO und die Entstehung periphrastischer Tempora soll in einem folgenden Kapitel näher eingegangen werden. An dieser Stelle sei nur die Existenz eines enklitischen Demonstrativum *-se* (von frz. *ce*) ‘das da’ erwähnt, das analog zum autochthonen *-mañ* ‘dies hier’ verwendet wird:

ar pomper-mañ hag ar pomper-se

‘dieser Feuerwehrmann hier und dieser Feuerwehrmann da’

Die dritte „Romanisierung“: Das französische Element im Rahmen des Sprachentods

Diese dritte, sehr junge Romanisierungswelle trennt nun schließlich das traditionelle, monoglott muttersprachliche Bretonische von dem, das sich seit der flächendeckenden Bilingualisierung und dem nahezu völligen Verschwinden echter Muttersprachler entwickelt hat. An ihre Stelle treten nun Halbsprecher und *néo-bretonnants*, deren Sprachkenntnisse aus Sprachkursen stammen. Im Sprachentod ergeben sich zwei komplementäre Typen der Franzisierung. Bei den traditionellen Sprechern bleiben Syntax, Morphologie und Phonologie weitgehend intakt, während im Bereich der Lexik umfassend und unkontrolliert aus dem Französischen entlehnt wird. Bei den Neosprechern verhält es sich umgekehrt, indem bei diesen der relativ leicht bewusst kontrollierbare Wortschatz frei von Franzismen gehalten wird, in allen anderen Bereichen der Grammatik aber das französische Element ausgeprägt ist.

Muttersprachler	Neo-Sprecher
ländlich	städtisch
alt	jung
niedriger Bildungsstand	Akademiker
negative Attitüde zur eigenen Sprache	idealisierte Attitüde zur Sprache
rein oraler Gebrauch der Sprache	schriftorientiert (Sprachkurs)
dialektal	künstliche Ausbauvarietät
Lexik voller Entlehnungen aus der Staatssprache	puristische Lexik mit Archaismen und Plan-Neologismen
authentische Phonologie und Syntax	stark von der Staatssprache beeinflusste Phonologie und Syntax
apolitisch	Regionalist bzw. Nationalist

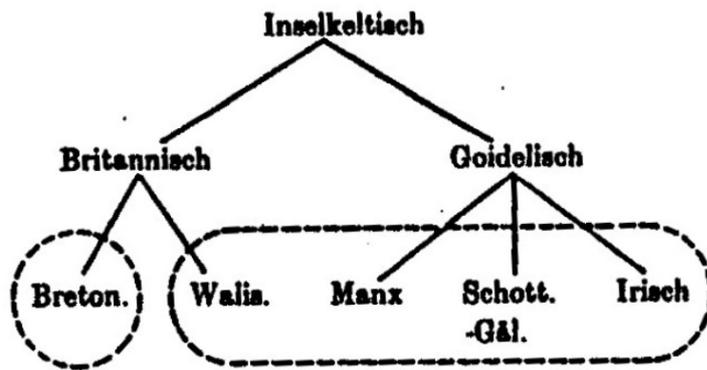
(vgl. Radatz 2013)

In der Sprache der *néo-bretonnants* gibt es Unsicherheiten in der Idiomatik, beim Wortakzent (oxytone Tendenz), bei der Vokallänge, bei der Verwendung der Mutationen und bei der Realisierung von *r* und *c'h* – da 'r' zusehends uvular oder gar velar artikuliert wird, kommt es zu Verwechslungen bzw. Verschmelzungen mit dem Phonem /x/.

Die Romanisierung des Bretonischen hat nicht nur Auswirkungen auf die oberflächlicheren Schichten der Sprache wie Lexik und Phonetik gehabt, sondern ist bis in die tiefsten Schichten ihrer Syntax und Morphosyntax vorgedrungen. Dadurch hat sich der sprachtypologische Charakter des Bretonischen tiefgreifend verändert.

Bretonisch zwischen Keltisch und Standard Average European (SAE)

In der Sprachtypologie geht man davon aus (vgl. Haspelmath 2001), dass die (west-)germanischen und romanischen Sprachen Mittel- und Westeuropas den inneren Kern eines Sprachbunds bilden, der durch eine hohe Anzahl struktureller Gemeinsamkeiten charakterisiert werden kann; dieser Sprachbund wird – mit einem ursprünglich von Benjamin Lee Whorf geprägten Ausdruck – als *Standard Average European* (SAE) bezeichnet. Nun gilt für die keltischen Sprachen generell, dass sie grundsätzlich nicht mit zu diesem Sprachbund gehören, sondern vielmehr in vielen typologischen Merkmalen von den SAE-Sprachen abweichen. Was den Grad dieser Abweichung angeht, gibt es innerhalb der keltischen Sprachen eine klare Hierarchie: Goidelisch ist insgesamt weiter von den SAE entfernt, als Britannisches, wobei innerhalb der goidelischen Sprachen das Irische der am weitesten entfernte Vertreter ist. Innerhalb des Britanischen ist dagegen Kymrisch am exotischsten, das ausgestorbene Kornische eine Zwischenstufe und Bretonisch mit Abstand dem SAE am nächsten. Als Hierarchie der Annäherung an den westeuropäischen Standardtyp erhalten wir innerhalb der keltischen Sprachen demnach die Abfolge: Irisch → Gälisch → Manx → Kymrisch → Kornisch → Bretonisch. Ternes (1979) stellt die typologischen und genealogischen Verhältnisse innerhalb der keltischen Sprachen deshalb wie folgt dar:



Ternes (1979:227)

In dieser Graphik kommt eine grundlegenden Charakterisierung des Bretonischen zum Ausdruck: Bretonisch ist unzweifelhaft eine im Kern keltische Sprache, doch ist es zugleich in vielen Aspekten der untypischste Vertreter dieser Sprachfamilie. Als einzige der überlebenden insulokeltischen Sprachen wird es auf dem europäischen Festland gesprochen und war damit über 1500 Jahre lang in engem Kontakt mit dem SAE-Sprachbund und seinen typologischen Tendenzen. Wo das Bretonische also aus den Gemeinsamkeiten mit seinen keltischen Schwestersprachen ausschert, tut es das in der überwiegenden Mehrheit der Fälle im Sinne einer Konvergenz mit SAE. Das soll im Folgenden an einigen Beispielen gezeigt werden. Als Vergleichsfolie und Repräsentant einer „normalen“ keltischen Sprache soll hier die unmittelbare Schwestersprache Kymrisch (= Walisisch) fungieren.

Konvergenz mit SAE

Unbestimmter Artikel

Während die Koexistenz eines bestimmten und eines unbestimmten Artikels als zentrales Merkmal der SAE-Sprachen gilt (vgl. Haspelmath 2001: 1494), verfügen die keltischen Sprachen nur über einen bestimmten Artikel, während die Rhematizität einer NP durch Artikellosigkeit zum Ausdruck kommt:

- (i) *Yr oedd Ø dyn â chanddo ddau fab.*⁹ (Kymrisch)
 Part war ein Mann mit bei-3.Sg. zwei Sohn
 ‘Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Söhne’.

Bretonisch besitzt dagegen einen unbestimmten Artikel, wie die bretonische Fassung derselben Anfangszeile der Parabel vom verlorenen Sohn (Lukas 15,11) zeigt:

9 Hier und im Weiteren: *Y Testament Newydd yn Gymraeg*, New Welsh NT, BFBS 1975, Bible Society, Stonehill Green, Westlea, Swindon.

- (ii) *Un den a oa hag en devoa daou vab*¹⁰ (Bretonisch)
 ein Mann Part war und hatte zwei Sohn
 ‘Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Söhne’

Es handelt sich offensichtlich um eine Entlehnung aus dem Französischen, die allerdings ebenso offensichtlich alt und tief in der Morphologie des Bretonischen verwurzelt ist. Das zeigt sich an der gänzlich unfranzösischen Allomorphie dieses Artikels, die sich vielmehr an den Allomorphen des (keltischen) bestimmten Artikels *ar* und dessen Allomorphen *al* und *an* ausrichtet (vgl. Heinecke 2003: 314). Ausschlaggebend für die Wahl des jeweiligen Allomorphs ist der Anfangslaut des folgenden Worts (Vokal oder Dental, Liquid oder alle restlichen Konsonanten):

- (iii) a. *an / un interamant* ‘die / eine Beerdigung’
 (iii) b. *al / ul lizher* ‘der / ein Brief’
 (iii) c. *ar / ur pomper* ‘der / ein Feuerwehrmann’

Die unmarkierte Satzgliedfolge VSO

Schon die Greenbergsche Wortstellungstypologie wies der unmarkierten Satzgliedfolge einen zentralen Platz innerhalb der typologischen Parameter zu. Haspelmath (2001: 1504) erwähnt unter der Rubrik „Some other characteristics of SAE” als Punkt (v) das Kriterium „SVO basic word order at the level of the clause” als weiteres typisches Merkmal der Sprachen des europäischen Sprachenbunds; andererseits gilt es als typisches Merkmal keltischer Sprachen, dass die Satzgliedanordnung im unmarkierten Aussagesatz dort regelmäßig VSO ist (vgl. Ternes 1992: 386). Entsprechend erscheint in der kymrischen Entsprechung des Satzes ‘Der Mann öffnete die Tür’ das finite Verb am Satzanfang:

- (iv) *Agorodd y dyn y drws* (Kymrisch)
 öffnete der Mann die Tür
 ‘Der Mann öffnete die Tür’.

Anders, als in allen anderen keltischen Sprachen, ist diese Satzgliedstellung im Bretonischen aber heute ungebräuchlich geworden. Wie im Französischen und den anderen SAE-Sprachen muss im gesprochenen Bretonischen das Subjekt den unmarkierten Aussagesatz einleiten und der betreffende Beispielsatz lautet daher:

- (v) *An den a zigore an nor* (Bretonisch)
 der Mann Part öffnet die Tür
 ‘Der Mann öffnet die Tür’.

Damit soll nicht gesagt werden, dass die SVO-Anordnung in den anderen keltischen Sprachen unbekannt wäre. Es gibt sie überall – allerdings nicht als unmarkierten Aussagesatz, sondern vielmehr als Strategie zur Fokussierung des Subjekts:

10 Hier und im Weiteren: *An Testamant Nevez*, troidigezh dindan renerezh Maodez Glanndour, Al Liamm 1982.

(vi) *Y gath sydd ar y gwely* (Kymrisch)
 Die Katze ist auf dem Bett

‘Die Katze ist auf dem Bett’. (als Antwort auf die Frage: ‘Was ist auf dem Bett?’)

Diese Fokussierungsstruktur hat im Bretonischen unter französischem Einfluss ihren fokussierenden Charakter fast völlig verloren und wird mittlerweile als unmarkierter Aussagesatz empfunden. Ternes resümiert die heutige Situation wie folgt:

Das Bretonische ist in seiner natürlichen Ausprägung (Umgangssprache, Dialekte) eine SVO-Sprache mit vereinzelt isolierten Resten einer VSO-Sprache. Für die Schriftsprache sind von Grammatikern Regeln geschaffen worden (vielleicht in Anlehnung an das Walisische), die den VSO-Anteil gegenüber der Umgangssprache und den Dialekten etwas erhöhen. Die resultierende Form der Schriftsprache kann als im Übergang von VSO zu SVO befindlich charakterisiert werden. Sie ist jedenfalls von dem reinen VSO-Charakter des Walisischen deutlich verschieden. (Ternes 1999: 248)

Damit hat sich das gesprochene Bretonische in einem der tiefgreifendsten typologischen Merkmalen von den keltischen Schwestersprachen ab- und den SAE-Sprachen, insbesondere aber dem Französischen zugewandt.

‘Haben’-Perfekt

Keltische Sprachen besitzen typischerweise kein synthetisches Verb für das Konzept ‘haben, besitzen’ (vgl. Ternes 1992: 425); stattdessen werden Konstruktionen vom Typ ‘x ist bei y’ oder ‘x ist mit y’ verwendet, um denselben Sachverhalt auszudrücken:

(vii) *Mae gan John o gar. / Mae o car gyda John.*
 (es) ist bei Hans Auto. (es) ist Auto mit Hans.
 ‘Hans hat ein Auto’.

Auch im Bretonischen gab es kein Verb ‘haben’ und das Konzept wird über eine Konstruktion ausgedrückt, in der eine Verbalnomen-Form des Verbs ‘sein’ mit einem Possessivum kombiniert wird:

(viii a) *Gwetur en deus Yann.*
 Auto Poss.-3.Sg.-m Kopula (VN) Hans.
 ‘Hans hat ein Auto.’

(viii b) *Gwetur he deus Mona.*
 Auto Poss.-3Sg.-f Kopula (VN) Mona.
 ‘Mona hat ein Auto.’

Die Konstruktion verhält sich ähnlich wie die umgangssprachliche regionale deutsche Konstruktion: ‘Wem ist das Auto?’ – ‘Mir!’. Ähnlich wie in der entsprechenden bretonischen Konstruktion, wird auch hier die Person nicht über verbale Personalendungen ausgedrückt, sondern vielmehr durch (pro-)nominale Elemente: ‘mir / dir / ihm / ihr ist das Auto’. So erklärt es sich auch, dass in (viii) in der dritten Person Singular eine maskulin/feminin-Unterscheidung stattfindet, die es in der indogermanischen Verbalmorphologie nicht gibt: Die

Konstruktion ist letztlich nicht verbal, sondern vielmehr ein deverbales Nomen mit einem Possessivum. Die Formen lauten wie folgt:

'haben' auf Bretonisch				
	Singular		Plural	
1. Person	<i>am eus</i>	'ich habe'	<i>hon eus</i>	'wir haben'
2. Person	<i>az peus</i>	'du hast'	<i>ho peus</i>	'ihr habt'
3. Person	<i>en (m) / he (f) deus</i>	'er / sie hat'	<i>o deus</i>	'sie haben'

Allerdings gilt die obige 'nominale' Analyse dieser Konstruktion nur für ihre morphologischen und etymologischen Aspekte. Denn im modernen Bretonischen ist diese ursprünglich nominale Fügung unter dem Einfluss des Französischen immer verbaler geworden und verhält sich heute in jeder Hinsicht so wie frz. *avoir*, so dass Bretonisch die einzige keltische Sprache ist, die für dieses Konzept ein Verb entwickelt hat. Wenn dies nun schon ein typologisch höchst relevantes Abweichen vom Typus der restlichen keltischen Sprachen wäre, so ist die Entwicklung eines Vollverbs 'haben' doch nur der Beginn eines noch radikaleren typologischen Wandels. Denn mit der Etablierung eines Vollverbs 'haben' hatte das Bretonische nun die morphologischen Mittel zur Verfügung, um – nach französischem Vorbild – auch ein Auxiliar 'haben' zu entwickeln und ein 'haben'-Perfekt auszubilden.

Das Vorhandensein eines 'haben'-Perfekts gehört nach Haspelmath (2001: 1495) zu den inneren 12 Kriterien, die die Sprachen des europäischen Sprachbunds charakterisieren. Da nun die keltischen Sprachen diesem eigentlich *nicht* angehören, ist der Sachverhalt bemerkenswert.¹¹ Es handelt sich um ein weiteres wichtiges typologisches Merkmal, in dem das Bretonische mit dem Französischen (und damit dem SAE) konvergiert und sich zugleich von den restlichen keltischen Sprachen entfernt. Die Konvergenz mit dem Französischen ist hier nahezu total, denn das so entstandene 'haben'-Perfekt befindet sich im gesprochenen Bretonischen wie auch im gesprochenen Französischen (und Deutschen) auf der letzten Grammatikalisierungsstufe, in der dieses Perfekt nicht mehr nur als Nah-Vergangenheitstempus mit Gegenwartsbezug, sondern auch als vollwertiges Erzähltempus verwendet werden kann:

Me am eus bet prenet ur vag, etre daou. Goude-se em eus gwerzhet ma hanter-vag d'un den all. Prenet em eus bet unan evidon, ur vag daouzeg metr hanter, evit ober micher ar c'hranked sabl [...]. Me a zo bet o trapiñ talareged evit ar re all ivez [...]¹²

Ich habe ein Schiff gekauft, mit jemand zusammen. Danach habe ich mein halbes Schiff an jemand anders verkauft. Ich habe eines für mich gekauft, ein Schiff von zwölfteinhalf Meter, um auf Sandkrebse zu fischen. Für die anderen habe ich auch Sandaale gefangen.

Ebenso wie im Französischen gibt es auch hier das Phänomen der *surcomposition* und das Perfekt wird nach exakt denselben Regeln wie im Französischen im Wechselspiel mit einem Imperfekt verwendet. Es handelt sich um einen spektakulären Fall einer Entlehnung, in der

-
- 11 Haspelmath (2001:1495) ordnet das Bretonische in diesem Zusammenhang übrigens irrtümlich unter die Sprachen ein, die kein 'haben'-Perfekt besitzen. Ohne diesen Irrtum hätte seine Einschätzung des Bretonischen als untypische keltische Sprache wohl noch dezidierter ausfallen können, als sie es so schon ist: „The Celtic languages in the west have VSO order (except for Breton, which is also otherwise more SAE than Irish and Welsh)” (Haspelmath (2001: 1504).
- 12 Interview mit dem Fischer R. Kiniou aus Loktudi (*Evit ar Brezhoneg* 15, Septembre / Novembre 1992: 6).

ein gesamtes System periphrastischer Tempora aus dem Französischen ins Bretonische übernommen worden ist. Die „Fremdheit“ dieser Formen ist bis heute spürbar, wie Desbordes in seiner bretonischen Grammatik unterstreicht:

Nous l'avons dit, cette conjugaison est unique. Il n'y a pas d'opposition de particules [durch die sonst im Bretonischen der syntaktische Status der vorangehenden NP ausgedrückt wird]. Pas non plus de BV [= Verbalnomen]. Du point de vue de l'accord, son statut est celui d'un ‚verbe français‘. C'est en effet le seul verbe de la langue à s'accorder en personne, en nombre (et même en genre en S3) avec le sujet, exprimé ou non. (Desbordes 1983: 64)

Für diese Periphrasen musste das Bretonische noch eine andere verbale Kategorie en bloc entlehnen: ein morphologisch markiertes Partizip, das es in keiner anderen keltischen Sprache gibt. Die nicht-autochthone Herkunft des bretonischen Partizips lässt sich auch etymologisch leicht zeigen, denn die Formen sind offensichtlich nach romanischem bzw. protofranzösischem Muster aus dem Suffix *-et* (< *-atu*) worden:

komprenet – ‘verstanden’ (vgl. *comprendre*)
skrivet – ‘geschrieben’ (vgl. *écrire*)
komañset – ‘begonnen’ (vgl. *commencer*)
kofesaat – ‘gestanden’ (vgl. *confesser*)
disklêriet – ‘erklärt’ (vgl. *déclarer*)

Konservation keltischer Merkmale

Bei aller Konvergenz mit dem Französischen und SAE bewahrt das Bretonische andererseits aber auch einige zentrale Merkmale inselkeltischer Sprachen. Dazu gehören flektierte, genauer gesagt „konjugierte“, Präpositionen, die in den inselkeltischen Sprachen dann verwendet werden, wenn eine Präpositionalphrase kein lexikalisches Substantiv als Komplement enthält. In den SAE-Sprachen besteht die Lösung hier zumeist in einer Sequenz aus Präposition + Personalpronomen: *mit dir*, *unter uns*, *für dich*, *gegen sie* etc. Im Bretonischen wird das pronominale Element hier bei den einfachen Präpositionen durch Konjugation ausgedrückt (vgl. Ternes 1992: 425f.). So wird im folgenden Satz das Konzept ‘von ihnen’ ausgedrückt, indem die Präposition *o* (kym.) bzw. *a* (bret.) ‘von’ in der dritten Person Plural konjugiert wird:

(ix) *Dywedodd yr ieungaf ohonynt wrth ei dad.* (Kymrisch)
 sprach det jüngste von- 3. Plur. zu seinem Vater
 ‘Der Jüngere von ihnen sprach zu seinem Vater.’

(x) *An hini yaouankañ anezho a lavaras d'e dad* (Bretonisch)
 der-jenige jüngste von-3.Plur. Part. sprach zu-seinem Vater
 ‘Der Jüngere von ihnen sprach zu seinem Vater.’

Dieses Beispiel zeigt im Übrigen die weiterhin enge strukturelle Verwandtschaft zwischen Kymrisch und Bretonisch, die bei oberflächlicher Betrachtung weniger ins Auge fällt.

Ein weiteres im Bretonischen bewahrtes inselkeltisches Merkmal sind die sogenannten Anlautmutationen (vgl. z.B. Ternes 1992: 440ff.). Grammatische Relationen werden dabei

durch regelmäßige Veränderungen der konsonantischen Anlaute realisiert. So erscheint z.B. im Kymrischen nach dem Possessivpronomen mask. sing. *ei* die sogenannte Lenition, die folgendermaßen realisiert wird:

„lenisierte“ vs. „aspirierte“ Mutation nach Possesivum <i>ei</i> ‘sein, ihr’ (Kymrisch)				
	ei (m.sg.)	“weiche M.”	ei (f.sg.)	“aspirierte M.”
<i>y pen</i> ‘der Kopf’	<i>ei ben</i> ‘sein Kopf’	[p] > [b]	<i>ei phen</i> ‘ihr Kopf’	[p] > [f]
<i>y tad</i> ‘der Vater’	<i>ei dad</i> ‘sein Vater’	[t] > [d]	<i>ei thad</i> ‘ihr Vater’	[t] > [θ]
<i>y car</i> ‘das Auto’	<i>ei gar</i> ‘sein Auto’	[k] > [g]	<i>ei char</i> ‘ihr Auto’	[k] > [x]
<i>y bara</i> ‘das Brot’	<i>ei fara</i> ‘sein Brot’	[b] > [v]	<i>ei bara</i> ‘ihr Brot’	unverändert
<i>y dyn</i> ‘der Mann’	<i>ei ddyn</i> ‘sein Mann’	[d] > [ð]	<i>ei dyn</i> ‘ihr Mann’	
<i>y gwaith</i> ‘die Arbeit’	<i>ei waith</i> ‘seine Arbeit’	[g] > ø	<i>ei gwaith</i> ‘ihre Arbeit’	

Auch das Bretonische kennt mehrere Mutationstypen und eine ganze Reihe von Mutationsauslösern, die im Großen und Ganzen mit denen des Kymrischen übereinstimmen. Nach Possessiva der 2. sg. und 3. sg. m. erscheint die Lenition:

(xi) *ti* ‘Haus’, *da di* ‘dein Haus’, *e di* ‘sein Haus’

Possessiva der 1. sg., 3. sg. f. und 3. pl. verlangen dagegen nach der Spirantisierung:

(xii) *va zi* ‘mein Haus’, *he zi* ‘ihr sg. Haus’, *o zi* ‘ihr pl. Haus’

Feminine Substantive unterliegen im Singular der Lenition, wenn ihnen ein Artikel vorangeht:

(xiii) *mamm* ‘Mutter’, *ar vamm* ‘die Mutter’, *gavr* ‘Ziege’, *ar c’havr* ‘die Ziege’

Mit maskulinen Substantiven verhält es sich, vereinfacht, umgekehrt: Sie mutieren im Singular nicht, dafür aber im Plural. Das Mutationssystem dient damit unter anderem der Realisierung der morphologischen Kategorie Genus.

Diese beiden typologischen Merkmale des Bretonischen sind zwei der spektakuläreren Beispiele für die vielen tiefen Gemeinsamkeiten aus den Bereichen Morphologie, Syntax und Morphosyntax, die, aller Romanisierung des Bretonischen zum Trotz, eine offensichtliche Verbindung zur Schwestersprache Kymrisch aufrecht erhalten.

Bretonisch: eine romanokeltische, autochthone französische Regionalsprache

Was hat es also mit der emblematischen Keltizität des Bretonischen auf sich? Aus linguistischer Sicht ist unstrittig, dass das Bretonische von seiner Herkunft eine keltische Sprache ist und sich daran auch nach beinahe zweitausend Jahren des Kontakts mit dem Lateinischen und Romanischen weiterhin im Kern wenig geändert hat. Zugleich muss man aber auch konstatieren, das Bretonisch durch sein intensives romanisches Element heute der untypischste Vertreter dieser Sprachenfamilie ist.

In der Bretagne haben Romanisch und Keltisch seit anderthalb Jahrtausenden nebeneinander existiert und es ist daher nicht verwunderlich, dass man dort immer wieder

nach einer „kelto-romanischen Mischsprache“ gesucht hat. Da das Bretonische als „keltische“ Sprache – mit allen Implikationen, die der Keltendiskurs mit diesem Wort verbindet – dafür nicht in Frage zu kommen schien, glaubte man diese britto-romanische Sprache in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Gallo, dem Oïl-Dialekt der *Haute-Bretagne*, gefunden zu haben. So beriefen sich die Gallo-Sprachaktivisten auf dessen Keltizität.¹³

Un peu celtique. –Le gallo est-il vraiment distinct des autres parlers de langue d'oïl qui l'entourent (normand, poitevin)? Oui, répondent ceux qui l'étudient: il a reçu une impregnation celtique due peut-être au gaulois, mais sûrement en tout cas au contact avec le breton. (*Vivre au Pays* 877, April 1979, zitiert nach: Les Amis du Parler Gallo s.a.)

Der ansonsten sehr gut informierte Bock (1996: 20) spricht vom Gallo als „eine[r] französisch-bretonische[n] Mischsprache“ und selbst eine erfahrene Linguistin wie Henriette Walter versucht, den Dialekt der *Haute-Bretagne* durch eine *celtic connection* aus der Masse der Oïl-Varietäten hervorzuheben:

Enfin la grande quantité de vocabulaire que le gallo partage avec le breton est certainement un trait caractéristique du gallo, qui le distingue des parlers voisins, même si la plus grande partie de ce vocabulaire ne lui vient pas du breton. (Walter 1987: 15).

Aus einer Laienperspektive erscheint es in der Tat naheliegend, dass zwei Sprachen, die in derselben Region von denselben Menschen gesprochen werden, einander notwendigerweise beeinflussen müssen. Die Soziolinguistik indes lehrt, dass dies nicht nur nicht notwendig sondern sogar eher unwahrscheinlich ist, denn gesellschaftliche Mehrsprachigkeit findet sich in Europa nur im Ausnahmefall als ein Miteinander gleichberechtigter Partner und der Transfer gestaltet sich daher zumeist nicht als gegenseitiges Geben und Nehmen sondern vielmehr als Infiltration von Elementen der prestigereicheren in die prestigeärmere Varietät. Das Zusammenleben von Bretonisch und Galloromanisch war von Anfang an ein diglossisches, in dem das Bretonische stets die Rolle der *low variety* innehatte. Französische Entlehnungen im Bretonischen waren demnach im Zweifelsfall mit Wohlstand, Bildung und Macht konnotiert, Bretonismen im Französischen dagegen mit dörflicher Herkunft, Analphabetismus und Armut.

An der Darstellung der Gallo-Aktivisten ist zweifellos zutreffend, dass Gallo und Bretonisch zahlreiche spektakuläre Parallelismen aufweisen. Nicht zutreffend ist allerdings, dass damit der keltische Charakter des Gallo zu begründen sei. Es handelt es sich dabei vielmehr um die Spuren eines weitgehend einseitigen Transfers, bei dem nahezu nichts aus dem Bretonischen ins Gallo, aber eine Flut von Galloromanismen aus dem Gallo ins Bretonische gelangte. Es hat also in der Bretagne tatsächlich eine intensive Vermischung keltischer und (gallo-)romanischer Elemente gegeben. Allerdings finden wir diese Mischsprache nicht etwa im Gallo, sondern vielmehr im Bretonischen, das im Laufe der Jahrhunderte zu einer „romanokeltischen“ Sprache geworden ist (vgl. Ternes 1998: 270).

Das Bretonische hat durch seinen intensiven Kontakt mit dem *Standard Average European* in Form des Galloromanischen schon in der mittelbretonischen Phase einen Romanisierungsgrad erreicht, wie er auch die germanisch-romanische Mischsprache Englisch charakterisiert¹⁴. Der französische Einfluss ist seitdem aber nicht geringer, sondern eher noch stärker

13 Weitere Belege dafür finden sich in Radatz (1997:175ff.).

14 „The Germanic language of Britain developed largely free of Latin and of Romance influence until the 11c, when the Conquest of 1066 took Norman French across the Channel. For at least two centuries thereafter, a Romance language

geworden. Wir müssen uns das Verhältnis zwischen Bretonisch auf der einen Seite und (Alt-)Kymrisch und (Alt-)Kornisch auf der anderen also analog zum Verhältnis zwischen Angelsächsisch und Englisch vorstellen als eine profunde Umgestaltung einer keltischen Sprache nach romanischem Vorbild, die bis in die Jetztzeit andauert und sich mit dem Verschwinden der Muttersprache sogar noch beschleunigt hat.

Wenn das Bretonische heute eine erkennbar autochthone Sprache Frankreichs ist, dann liegt das nicht daran, dass sich auf der Halbinsel Armorica ein letztes Stückchen des Gallischen erhalten hätte; die Autochthonisierung geschieht vielmehr über das starke galloromanische Element, durch das sich eine ursprünglich eher exotische Sprache weitgehend dem europäischen Sprachbund angenähert hat. Die Romanismen und Franzismen des Bretonischen sind mehrheitlich viele Jahrhunderte alt und tief in seinen Strukturen verwurzelt. Puristische Versuche, das Bretonische wieder zu einer „rein keltischen Sprache“ zurück entwickeln zu wollen (vgl. dazu Moal 2004), verkennen daher den Charakter dieser Sprache.

Resümierend kann man sagen, dass der größte Teil des bretonischen Kelten-Nippes der Phantasie keltomaner Romantiker des 19. und eskapistischer Phantasy-Fans des 20. Jahrhunderts entspringt; die bretonische Sprache selbst ist keltisch, doch keineswegs im emphatisch-archaischen Sinne, in dem diese Attribuierung oft vorgenommen wird. Wenn der Keltendiskurs einen Beitrag leisten kann, diese jahrhundertlang systematisch erniedrigte Sprache mit einem neuen Prestige zu versehen und Alt- wie Neusprecher zu einer Bewahrung dieses kostbaren französischen Kulturguts zu motivieren, so erfüllt er eine Funktion, die auch die bestdokumentierte Keltologie nicht zu leisten vermag. Auf dieser Basis sollten auch Keltologie und Soziolinguistik ihrem Frieden damit schließen.

dominated social, political, and cultural life in much of the British Isles and had such an impact on the vocabulary and writing of English that, like Albanian and Maltese, English has been called a *semi-Romance language*; as Owen Barfield observed, „the English language has been facetiously described as ‚French badly pronounced‘“ (*History in English Words*, 1962: 9). Because of the French connection and the associated influence of Neo-Latin, English shares with the Romance languages a vast reservoir of lexis, concepts, allusions, and conventions“ (McArthur 1992:873f.).

Bibliographie

- Bock, Albert (1996): „Der Linguizid am Bretonischen“, in: *Brennos – Studia Celtica Austriaca* 1, 17-25.
- Bock, Albert (2005): „The Breton language (Brezhoneg, Brezoneg, Brehoneg)“, in: Birkhan, Helmut (Hg.): *Bausteine zum Studium der Keltologie*, Wien: Edition Praesens 263-266.
- Bruillot, Dominique (Hg.) (2005): *Cornemuses de France, de Bourgogne et d'ailleurs*, Fontaine-lès-Dijon: FTM.Presse.
- Desbordes, Yann (1983): *Petite grammaire du breton moderne*, Lesneven: Mouladurioù hor Yezh.
- Falc'hun, Fañch (1962): „Le breton, forme moderne du gaulois“, in: *Annales de Bretagne* 69, 413-428.
- Falc'hun, François (1963): *Histoire de la langue bretonne d'après la géographie linguistique*, 2 Bde., Paris: PUF.
- Haarmann, Harald (1970): *Der lateinische Lehnwortschatz im Kymrischen*, (zugl. Phil. Diss., 15.7.1970), Bonn: Romanisches Seminar der Universität.
- Haarmann, Harald (1973): *Der lateinische Lehnwortschatz im Bretonischen*, Hamburg: Buske.
- Haspelmath, Martin (2001): „The European linguistic area: Standard Average European“, in: *Language Typology and Language Universals* vol. 2, Berlin: de Gruyter (HSK – Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 20), 1492–1510.
- Heinecke, Johannes (2003): „Bretonisch“, in: Roelcke, Thorsten (Hg.): *Variationstypologie*, ein sprachtypologisches Handbuch der europäischen Sprachen in Geschichte und Gegenwart, Berlin: de Gruyter, 308-323.
- Humphreys, Humphrey Lloyd (1992): „The Breton Language“, in: Price, Glanville (Hg.): *The Celtic connections*, Gerrards Cross: Colin Smythe 245-275.
- Loth, Joseph (1907): „Les langues romane et bretonne en Armorique“, in: *Revue Celtique* 28, 374-403.
- McArthur, Tom (1992): s.v. „French“ & „Romance in English“, in: id.: *The Oxford Companion to the English Language*, Oxford / New York.
- Ofis ar brezhoneg (2007): *Ar brezhoneg e-kreiz ar roudour*, eil danevell hollek war stad ar brezhoneg, Carhaix-Plouguer: Ofis ar brezhoneg.
- Radatz, Hans-Ingo (1997): „Französisch, Bretonisch und ... Gallo – Ist die Bretagne dreisprachig?“, in: Kattenbusch, Dieter (Hg.): *Kulturkontakt und Sprachkonflikt in der Romania*, Wien: Braumüller, 163-189.
- Radatz, Hans-Ingo (2013): „Der Typus WERS (WestEuropäische RegionalSprache): ein Plädoyer für eine soziolinguistische Arealtypologie“, in: Herling, Sandra / Patzelt, Carolin (Hg.): *Sprachkontakt, Sprachausbau und Verschriftungsproblematik: Aspekte der Normalisierung von Regionalsprachen in der Romania*, Frankfurt: Peter Lang, 71-94.
- Ronan, Patricia (2011): „The Celtic languages“, in: Kortmann, Bernd / van der Auwera, Johan (Hg.): *The Languages and Linguistics of Europe, A Comprehensive Guide*, Berlin / Boston: de Gruyter, 31-45.
- Schmidt, Karl Horst (1993): „Insular Celtic: P and Q Celtic“, in: Ball, Martin J. / Fife, James (Hg.): *The Celtic Languages*, New York: Routledge, 64-98.

- Ternes, Elmar (1979): „Die Sonderstellung des Bretonischen innerhalb der keltischen Sprachen“, *Zeitschrift für celtische Philologie* 37, 214-228.
- Ternes, Elmar (1992): „The Breton language“, in: MacAulay, Donald (Hg.): *The Celtic Languages*, Cambridge: CUP 371-452.
- Ternes, Elmar (1993): „Die bretonische Sprache. Geschichte, Konflikte und soziale Stellung“, in: Lauer, Bernhard / Plötner, Bärbel (Hg.): *Breizh, Bretagne; Zwischen keltischem Erbe und französischer Gegenwart*, Die Bretagne und ihre kulturelle Identität, Kassel: Brüder Grimm-Museum Kassel 105-116.
- Ternes, Elmar (1998): „Keltisch und Romanisch“, in: *Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL)* Vol. VII Tübingen / Hamburg: Max Niemeyer Verlag 266-291.
- Ternes, Elmar (1999): „Ist Bretonisch SVO oder VSO? Typologische Überlegungen zu einer umstrittenen Frage“, in: Zimmer, Stefan / Ködderitzsch, Rolf / Wigger, Arndt (Hg.): *Akten des zweiten deutschen Keltologen-Symposiums*, Tübingen: Niemeyer 236-253.
- Walter, Henriette (1987): „Le gallo hier et aujourd’hui“, in: *La Bretagne Linguistique* 3, 9-35.